

Sebastian Niedlich

DER **TOD** 
UND ANDERE
HÖHEPUNKTE
MEINES **LEBENS**

|| ROMAN



Sebastian Niedlich

DER TOD
UND ANDERE HÖHEPUNKTE
MEINES LEBENS

ROMAN

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

Inhalt

Kapitel 1	
PROLOG	9
Kapitel 2	
DIE GESTALT MIT DER KUTTE	12
Kapitel 3	
DER GAST BEI DER BEERDIGUNG	18
Kapitel 4	
SPORT IST MORD	22
Kapitel 5	
HEXE	31
Kapitel 6	
DIE 80ER	37
Kapitel 7	
LEBENSRETTER	42
Kapitel 8	
ALTE FREUNDE	47
Kapitel 9	
WIE MAN SICH AUF PARTYS MIT MÄDCHEN UNTERHÄLT	54
Kapitel 10	
ZETTEL IM UNTERRICHT	66
Kapitel 11	
SPORT IST MORD II	71
Kapitel 12	
VERABREDUNGEN	76
Kapitel 13	
IMMER IM FALSCHEN MOMENT	81

Kapitel 14	
ALKOHOL IST DEIN SANITÄTER IN DER NOT	89
Kapitel 15	
WAS FREUNDE SO TUN	98
Kapitel 16	
EINE NÄCHTLICHE EXKURSION	104
Kapitel 17	
SCHULSCHLAF	110
Kapitel 18	
EINMAL UM DIE GANZE WELT	116
Kapitel 19	
TEILEN MIT FREUNDEN	123
Kapitel 20	
12 MONATE FÜRS VATERLAND	132
Kapitel 21	
EINE MERKWÜRDIGE GABE	139
Kapitel 22	
VERDAMMT	149
Kapitel 23	
PHILOSOPHISCHE GESPRÄCHE UNTER LEIDENSGENOSSEN	153
Kapitel 24	
VISIONEN UND ENTSCHEIDUNGEN	158
Kapitel 25	
EIN MERKWÜRDIGES MÄDCHEN	165
Kapitel 26	
EINE MERKWÜRDIGE FRAU	170

Kapitel 27	
EIN STREIT UNTER FREUNDEN	174
Kapitel 28	
MÄNNER IN UNIFORM	180
Kapitel 29	
DER DUNKLE RITTER	186
Kapitel 30	
IM KRANKENHAUS	195
Kapitel 31	
FRAUEN IN DER DISKOTHEK	201
Kapitel 32	
SEX, LÜGEN UND KEIN VIDEO	206
Kapitel 33	
ZWEI FREUNDINNEN	210
Kapitel 34	
EIN AKUTER FALL VON TOD	217
Kapitel 35	
EINE NIEDERLAGE	222
Kapitel 36	
BEZIEHUNGSKRAM	229
Kapitel 37	
KRANKENHAUSBESUCH	233
Kapitel 38	
DIE LETZTEN STUDIENTAGE	239
Kapitel 39	
URLAUB	244
Kapitel 40	
APOKALYPSE	249

Kapitel 41	
ZURÜCK AUS DER ASCHE	253
Kapitel 42	
SCHLECHTE NACHRICHTEN	258
Kapitel 43	
TODS GESCHICHTE	265
Kapitel 44	
KONSEQUENZEN	270
Kapitel 45	
FREUDIGE EREIGNISSE	276
Kapitel 46	
TOD IN DER FAMILIE	282
Kapitel 47	
UNTERSTÜTZUNG	288
Kapitel 48	
NEUES LEBEN	291
Kapitel 49	
EINE BEMERKENSWERTE PATIENTIN	294
Kapitel 50	
EINE FOLGENSCHWERE BEGEGNUNG	301
Kapitel 51	
ALLEIN MIT TOD	308
Kapitel 52	
DIE LETZTEN TAGE	313
Kapitel 53	
DAS ENDE	318
Kapitel 54	
EPILOG	323
NACHWORT	



KAPITEL I

PROLOG

Es hat etwas seltsam Beruhigendes zu wissen, dass ich in Kürze sterben werde. Ich muss mir keine Sorgen um Dinge mehr machen, die mir das ganze oder zumindest halbe Leben schon tierisch auf die Nerven gegangen sind. Steuern zum Beispiel. Versicherungen. Die Typen, die an U-Bahnhöfen stehen und einen anblöken, ob man noch alte Fahrscheine hat. Sardellen auf Schnitzeln. So was halt.

Selbstverständlich liegt in der Ruhe auch ein gewisser Anteil Panik. Habe ich alles geregelt? Habe ich den Wasserhahn der Waschmaschine abgedreht? Alle Zeitschriften-Abos gekündigt? Die Pflanzen gegossen? Ich will ja nicht, dass sich meine Familie hinterher um diesen ganzen belanglosen Kram kümmern muss. Überhaupt: Wie wird es meiner Familie ergehen? Nun gut, eventuell ist meine Panik doch größer, als ich mir selbst eingestehen will.

Im Gegensatz zu den meisten, wenn nicht sogar allen anderen Menschen habe ich eine ziemlich gute Vorstellung davon, wann ich ins Gras beißen werde. Mir ist nicht ganz klar, wie es passieren wird, aber den Zeitrahmen, das genaue Datum kenne ich. Ich gehe davon aus, nein, ich weiß bereits, dass ich bei einem Unfall sterbe, was gewissermaßen dem eingangs erwähnten Panikanteil zugutekommt. Aber das ist sicher nicht meine Idealvorstellung. Im Schlaf zu sterben wäre schön, aber die Möglichkeit kann ich ausschließen, denn es ist mitten am Tag, und ich sitze auf einer Bank im Lustgarten vor dem Berliner Dom. Die Wahrscheinlichkeit, bei meiner aktuellen Gemütslage einzuschlafen, noch dazu auf einem frequentierten, öffentlichen Platz, schätze ich eher gering ein. Abgesehen davon, weiß ich aus eigener Erfahrung, dass die Leute, die »im Schlaf« gestorben sind, eigentlich nicht schlafend starben, sondern zuerst wach wurden und dann das Zeitliche segneten. Meistens begleitet von einem unschönen Laut aus ihrer Kehle. Insofern ist

meine Idealvorstellung vom Tod, schlafend sterben, also gar nicht so ideal – oder schlicht und einfach nicht machbar. Man könnte also sagen, dass es so etwas wie den idealen Tod nicht gibt. Und unausweichlich ist er auch, also versuche ich erst gar nicht mehr, etwas dagegen zu unternehmen.

Ich verbringe meine letzten Stunden und Minuten also damit, den Leuten beim Leben zuzuschauen. Auf der Bank neben mir stillt eine junge Mutter in Juteklamotten ihr Kind. Spontan schießt mir das Wort »Brustkrebs« durch den Kopf.

Eine Gruppe von Mitzwanzigern wirft sich eine Frisbee-Scheibe zu. Ob sie sich auch noch so amüsieren würden, wenn sie wüssten, dass sie nächstes Jahr zu dieser Jahreszeit nicht mehr vollzählig sind?

Ein Pärchen liegt auf der Wiese und knutscht so heftig an sich herum, dass man sich fragt, ob sie gleich alle Hemmungen fallen lassen. Der Typ wird die Frau mit Aids anstecken und sich in einem halben Jahr vor die U-Bahn werfen. Sie hat noch ein paar Jahre vor sich und wird es ihm gleichtun, was sie im Grunde ihres Herzens als romantisch empfindet.

Ein kleines Mädchen springt nur in Unterwäsche durch den feinen Nebel des Brunnens und lacht dabei, wie nur kleine Kinder es können. Ein älterer Mann, der sich mühsam an einem Stock fortbewegt, ergreift mit seiner freien Hand die seiner Frau, welche sie zärtlich zurückdrückt.

Meine Gabe, den Tod anderer Leute voraussehen zu können, hat schon was. Gibt ein prima Partyspiel. »Hey, ich sage euch, wer als Nächstes stirbt!« Spaß für die ganze Familie!

Während ich hier also so sitze und mich der Weltschmerz packt, versuche ich, mein Mitgefühl zu zügeln. Die Leute sind mir nicht egal, aber ich habe mittlerweile gelernt, dass ich nicht allen helfen kann. Früher, da hätte ich mich wohl in ihr Leben eingemischt. Jetzt? Jetzt freue mich einfach nur darüber, dass die Menschen hier das Leben in wenigstens diesem einen Augenblick genießen. Und

irgendwie fühle ich mich deswegen besser. Weil die anderen sich wohlfühlen. Es beruhigt mich ein wenig.

Der Freund, auf den ich gewartet habe, taucht plötzlich neben der Bank auf und begrüßt mich. Für einen Moment versucht die Panik, wieder von mir Besitz zu ergreifen, aber ich unterdrücke den Impuls. Im Grunde freue ich mich sogar, ihn zu sehen.

Ein Schmetterling fliegt vorbei. Spontan schauen wir ihm beide hinterher. Ich bemerke, dass die Finger meines Freundes instinktiv nach dem Kescher greifen, den er an die Bank gelehnt hat, aber dann lässt er die Hände wieder in seinen Schoß sinken und lächelt mich an.

»War nur ein Schmetterling«, höre ich ihn sagen.

»Wann ist es so weit?«, höre ich mich sagen.

»Bald.« Er schaut interessiert zu den Menschen hinüber, die ich beobachtete. »Aufgeregt?«

»Kann's kaum erwarten«, entgegne ich sarkastisch.

»Ernsthaft, bitte.«

»Momentan weiß mein Körper nicht so richtig, was er fühlen soll, glaube ich.«

»Das Problem hast du dann nicht mehr.«

»Ich sag ja ... kann's kaum erwarten.«

Schweigend schauen wir dem Treiben zu, welches sich vor uns abspielt. Mein Freund fängt an, »Ob-La-Di, Ob-La-Da« zu pfeifen, und obwohl ich mich selbst dafür hasse, muss ich anfangen zu kichern.

»Weißt du, es ist irgendwie schön zu wissen, dass ein Freund bei einem ist, wenn man dorthin geht, wohin man eben geht, wenn man das Zeitliche segnet.«

Als er seinen von der Kapuze halb verdeckten Kopf zu mir herüberdreht, hört er auf zu pfeifen und grinst. Ebenso breit, wie er es bei unserer ersten Begegnung vor all diesen Jahren tat, bevor ich wusste, dass er der Tod ist.



KAPITEL 2

DIE GESTALT MIT DER KÖTTE

Ich traf den Tod das erste Mal, als ich sieben Jahre alt war. Bis dahin hatte ich mein Leben einigermaßen normal verbracht, zumindest möchte ich das glauben. Ehrlich gesagt, kann ich mich nicht an viele Geschehnisse erinnern, die vor diesem Tag passiert sind. Fast kommt es mir vor, als hätte jemand mein Leben an diesem Tag angeknipst, während ein anderes ausgeknipst wurde. Bei Letzterem handelte es sich um das meiner Oma.

Soweit ich mich erinnern kann, war meine Oma eine sehr nette Frau. Zumindest meine ich, mich früher immer gefreut zu haben, wenn wir sie besuchten. Bis auf die Knutscherei. Die verwandtschaftliche Küsserei mochte ich als Kind schon nicht und bleibt mir bis heute ein Rätsel. Später habe ich mich über Besuche bei ihr dann nicht mehr so sehr gefreut, was wahrscheinlich daran lag, dass sie immer merkwürdiger wurde. Sie begann langsam alles zu vergessen, war allgemein ganz schusselig und wurde in der Küche zu einer Gefahr für sich und ihre Umwelt. Ihr Kassler Braten an Whiskey mit Schokolade bleibt unvergessen.

Zum Zeitpunkt ihres Todes hatte sie schon einige Zeit im Krankenhaus verbracht. Sie war abgemagert und sprach mittlerweile praktisch gar nicht mehr. Jeden Sonntag fuhren meine Eltern und ich zu ihr und verbrachten ein paar Stunden dort. Da das Krankenhaus am anderen Ende der Stadt war, gab es eine entsprechende Fahrzeit mit dem Auto. Für den kleinen Jungen von damals bedeutete dies, dass er für eine ganze Weile von seinen heiß geliebten »Star Wars«-Figuren getrennt war. Das klingt rückblickend wie eine arg herzlose Einstellung, aber meinem siebenjährigen Ich kann ich da keine Vorwürfe machen. Ich wollte meine Oma sehen, und ich habe sie auch wirklich gemocht, aber da die Gespräche zwischen meinen Eltern und ihr recht einseitig verliefen, in Anbetracht der

Tatsache, dass sie mit Augen zurückstarrte, in denen kein Funke des Erkennens zu finden war, empfand ich meine Großmutter bereits als halb im Jenseits. Und verdammt noch mal, ich mochte meine »Star Wars«-Figuren.

Das dunkle Gemäuer des Krankenhauses machte auf mein junges Ich bereits einen etwas jenseitigen Eindruck. Tiefrote Backsteine, die fast schwarz hinter den knochigen Bäumen an der Straße hervorlugten, die Innenräume beherrscht vom Geruch nach Körperflüssigkeiten und Putzmittel, der sich über den kalten Linoleumboden fortzupflanzen schien. Bei einigen Besuchen hatte ich Leichenwagen vor diesem oder jenem der Häuser stehen sehen. Glücklicherweise bemerkten dies wohl relativ wenige Patienten, sonst hätten die Bestatter gleich noch mehr Kunden mitnehmen dürfen. Instinktiv wurde ich als Kind kein Fan von Krankenhäusern, was rückblickend betrachtet eine Ironie des Schicksals ist, wenn man bedenkt, wie viel Zeit ich später in ihnen verbringen sollte.

Die Station, auf der meine Oma lag, befand sich im ersten Stock und schien nur gebrechliche oder verwirrte ältere Menschen zu beherbergen. Die eingefallenen Gesichter, langen Ohrläppchen und überdimensionalen Nasen ließen bei mir im Geist eine Art Horrorversion der »Muppet Show« ablaufen. Für mich waren Krankenhäuser eher Horte des Sterbens statt des Lebens, obwohl sie wahrscheinlich mehr Leben hervorbrachten und -bringen, da die meisten Kinder in Krankenhäusern auf die Welt kommen.

An diesem Tag trottete ich hinter meinen Eltern die Treppe in den ersten Stock hinauf, wie wir es, so empfand ich es damals, schon Hunderte Male getan hatten. Als wir am Schwesternzimmer vorbeikamen, saßen dort die Kaffeevernichter in ihren weißen Kostümen und begingen den täglichen Genozid an Kaffeebohnen und ihren Lungenbläschen in Form von besonders qualmigen Zigaretten. Aus dem Radio drang, wie so oft in diesen Tagen von 1982, »Ein bisschen Frieden«, was mir damals schon irgendwie sehr unecht vorkam. Unecht, weil es selbst mir als Kind, während wir die Übertragung

des Grand Prix d'Eurovision de la Chanson im Fernsehen sahen, den Eindruck vermittelte, als wäre das Lied extra dafür gebastelt, zu gewinnen. Wie auch immer ... wenn ich heute an diese Melodie in Bezug auf diesen Tag und meine Oma denke, läuft es mir immer noch eiskalt den Rücken herunter. Jedenfalls nickten meine Eltern den Schwestern in ihrem Zimmer zu, und diese nickten durch den Nebel zurück, bevor wir im Zimmer meiner Oma verschwanden.

Wie gewohnt lag sie in ihrem Bett und fokussierte die Decke, als ob sie die Löcher in den Platten dort zählen würde. Meine Eltern gaben ihr einen Kuss, ich drückte ihre Hand. Was die Knutscherei mit meiner Oma anging, hatte ich wirklich genug für ein ganzes Leben. Sie schaute uns an, als wären wir wildfremde Menschen, während mein Vater erzählte, was sich in der letzten Woche so zugegetragen hatte. Meine Blicke richteten sich vereinzelt auf die Dame, die in dem anderen Bett des Zimmers vor sich hin siechte. Noch nie hatte sie irgendetwas gesagt. Das einzige Geräusch, das sie von sich gab, war eine Art »Na-Nuff, Na-Nuff«, und sie wiederholte es wie ein Mantra.

Es war alles wie immer. Dann kam einer der Ärzte herein, der sich mit meinen Eltern über meine Oma unterhalten wollte. Sei es aus Pietäts- oder anderen Gründen gewesen, sie gingen vor die Tür und ließen mich mit Oma und der anderen Dame allein.

Waren es fünf Minuten? Zehn Minuten? Ich saß am Bett und streichelte die Hand meiner Oma, als plötzlich eine große Person neben uns stand. Unter dem schwarzen Umhang blickte ein Gesicht, welches definitiv etwas mehr Sonne vertragen konnte, mit durchdringenden Augen meine Großmutter an. Ich weiß noch ganz genau, dass er eine Hand auf das Gestell am Fußende legte, während er sich mit dem anderen Arm auf die große Stange mit dem langen Kescher am Ende stützte.

Man kann mit Sicherheit sagen, dass er eine beängstigende Erscheinung hätte sein können. Aber entgegen der landläufigen Meinung, er wäre ein Skelett, hatte er das Gesicht eines Mannes

in seinen späten Zwanzigern oder anfänglichen Dreißigern und so gar nichts Bedrohliches. Im Gegenteil, sein Lächeln strahlte eine vollkommene Ruhe aus. Obwohl ich keine Angst verspürte, kam ich nicht umhin, ihn anzustarren.

»Wer bist denn du?«, fragte ich unschuldig.

Sein Kopf bewegte sich langsam, und sein Erstaunen zeichnete sich deutlich ab. »Hast du mit mir gesprochen?«

Seine Stimme war wie eine Mischung aus Barry White und Peter Lustig. Sie war ungewöhnlich tief für einen Mann seiner Statur. An Peter Lustig erinnerte sie mich, weil es mir vorkam, als könnte man ihm stundenlang zuhören, wie er einem die einfachsten Dinge erklärt. Mein Vater hätte das vermutlich als Gebrauchtwagenverkäuferstimme bezeichnet.

»Ja. Ich wollte wissen, wer du bist.« Mein siebenjähriges Ich hatte tatsächlich nicht die geringste Ahnung.

»Du kannst mich wirklich sehen? Und hören?«

»Klar. Du stehst doch da.«

Ein breites Grinsen zog sich über sein Gesicht. Das Grinsen, das ich in den folgenden Jahren noch oft sehen sollte. Mit einer schnellen Bewegung, die mich dann doch erschreckte, hatte er sich zu mir heruntergebeugt und starrte nun wiederum mich an.

»Du bist ein interessantes kleines Kerlchen.«

»Wieso?«

»Du bist anders.«

»Warum bin ich anders?«

»Weil mich Leute eigentlich nicht sehen können, du aber schon.«

»Aber du stehst doch direkt vor mir, warum sollte ich dich nicht sehen können?«

»Weil ich der Tod bin, Kind.«

Er hatte sich wieder zu seiner vollen Größe aufgerichtet. Rückblickend hätte es für mich nicht so imposant aussehen dürfen, aber für einen Siebenjährigen grenzen 1,80 Meter schon nahezu an einen Riesen.

»Aber der Tod ist doch kein Mensch. Menschen sterben einfach. Und dann sind sie tot. Oder bringst du die Menschen um?«, fragte ich wohl etwas naiv.

»Ich bringe niemanden um«, sagte er und wandte sich wieder meiner Oma zu. »Ich hole nur die Toten.«

Meine Großmutter hatte irgendwann in den letzten Minuten die Augen geschlossen und fing nun an, leicht zu keuchen.

»Machst du das?«, fragte ich, immer noch nicht begreifend.

»Nein.«

Ich drückte die Hand etwas fester. »Aber was tust du hier?«

»Warten.«

Er war damals überraschend kurz angebunden. Immerhin hatte er schon diese mysteriöse Nummer drauf, die mich später zur Weißglut bringen sollte. Zu dem Zeitpunkt aber begriff ich noch gar nicht, was gerade geschah.

Meine Oma fing an, nach Luft zu schnappen. Sie zuckte zwei-, dreimal. Dann war sie still und nur das »Na-Nuff, Na-Nuff« der Bettnachbarin war zu hören. Ich hielt immer noch ihre Hand, die sich jetzt schlaff anfühlte.

So richtig wollte mir nicht in den Kopf, was gerade passierte. Es wurde noch surrealer, als ich beobachtete, wie in ihrem Mundwinkel ein Fühler erschien, dann ein zweiter. Ein Tier zwängte sich aus dem nur leicht geöffneten Mund meiner Oma, um sich dann auf den Lippen zu entfalten und als bunter Schmetterling zu entpuppen. Mit einem Flügelschlag hievte er sich in die Luft und schwebte im Raum zwischen dem Tod und mir. Unwillkürlich streckte ich meine freie Hand aus, und der Schmetterling nahm darauf Platz.

»Wirklich ein interessanter kleiner Kerl«, sagte der Tod, streckte einen Finger aus, und der Schmetterling flog zu ihm hinüber. »Deine Großmutter war eine gute Frau. Möchtest du ihr Auf Wiedersehen sagen?«

Noch immer hielt ich die Hand meiner Oma in einer der meinen. Ich blickte zwischen dem Schmetterling, der Hand und dem Ge-

sicht meiner Oma hin und her. Langsam begann ich zu verstehen, und obwohl ich meine Oma mehr oder weniger nur als verwirrten Pflegefall in Erinnerung hatte, schossen mir die Tränen in die Augen.

»Auf Wiedersehen, Oma«, hauchte ich dem Schmetterling zu und wischte mir den Rotz an meinem Ärmel ab.

Tod nahm seinen Kescher und setzte den Schmetterling darin ab, dann drehte er sich wieder zu mir. »Es tut mir leid, Knabe, aber es war an der Zeit für sie.«

Ich schluchzte. So weit dazu, dass ich sie ohnehin schon als halb im Jenseits betrachtet hatte.

»Verrätst du mir deinen Namen, Junge?«

»Martin.«

»Es war schön, dich kennenzulernen, Martin. Ich bin mir sicher, dass wir uns wiedersehen werden. Die Frage ist eher, ob wir uns auch schon vorher mal treffen könnten.«

»Wie meinst du das?«

»Könnte ich dich mal besuchen?«

»Stirbt dann wieder jemand?«

Tod dachte einen Moment darüber nach. »Nein, zunächst nicht.«
Ich nickte.

»Du solltest deinen Eltern sagen, dass deine Großmutter gestorben ist.«

Und dann war der Tod so schnell verschwunden, wie er gekommen war. Die erste von vielen Verschwindenummern, die ich noch erleben sollte. Ich legte die Hand meiner Oma neben ihr aufs Bett, öffnete die Tür und sagte meinen Eltern, dass Oma gerade gestorben war. Mein Gespräch mit dem Tod behielt ich instinktiv aber für mich.



KAPITEL 3

DER GAST BEI DER BEERDIGUNG

Die Tage nach dem Tod meiner Großmutter waren sonderbar. Meine Mutter war selbstverständlich über den Tod ihrer Mutter erschüttert, und auch meinem Vater ging es nahe. Bei mir allerdings wollte sich nach der anfänglichen Trauer, die ich noch im Krankenzimmer empfunden hatte, keine mehr einstellen. Bis heute bin ich mir nicht sicher, ob meine Eltern das nicht sehr merkwürdig fanden. Andererseits waren wir wohl alle der Meinung, dass es für sie das Beste gewesen ist, sofern wir das als »Außenstehende« beurteilen konnten. Wirklich etwas vom Leben hatte sie nicht mehr, und irgendwie frage ich mich bis heute, inwiefern geistig verwirrte Menschen noch die sind, die sie einmal waren.

Ein paar Wochen später, obwohl es mir wie eine Ewigkeit vorkam, fand schließlich die Beerdigung statt. Ich bekam für diesen Tag von der Schule frei, was mir den Neid meiner Mitschüler einbrachte, von denen aber der größte Teil noch seine Großeltern hatte. Wirklich nachvollziehen konnten sie den Verlust also nicht, bis auf Gerrit, der im Jahr zuvor seinen Opa verloren hatte und mir in der Pause sagte, wie leid es ihm täte und dass es »totale Scheiße« sei.

Es war die erste Beerdigung, die ich bewusst erlebte, und bis dahin war mir nicht klar, dass ich deswegen die guten Klamotten anziehen musste, die wohl jedes Kind verabscheut. Also wurde der Anzug herausgekratmt, den ich schon im Jahr zuvor bei irgendeiner Familienfeierlichkeit anhatte und dessen Hosenbeine mir mittlerweile nur noch bis knapp unter die Schienbeine reichten. Außerdem musste ich ein Hemd anziehen, dessen Kragen in der Zwischenzeit auch recht eng geworden war. Mit frischem Scheitel und wie aus dem Ei gepellt, aber mit hochrotem Gesicht aufgrund des engen Kragens fand ich mich dann im Nieselregen auf dem Friedhof wie-

der. Selbstverständlich regnete es. Wie merkwürdigerweise auf allen Beerdigungen, bei denen ich jemals anwesend sein sollte.

Wir waren allein, meine Eltern und ich, wenn man von dem Urnenträger absieht. Freunde und Verwandte hatte meine Oma kaum noch. Ein paar Verwandte hatte sie noch im »Osten«, aber die durften entweder nicht ausreisen oder hatten jetzt, nachdem sie keine Pakete mehr schicken konnte, herzlich wenig Interesse an ihr. Der Urnenträger fragte, ob er ein paar Worte sagen sollte, und meine Mutter nickte nur. Bei der anschließenden generischen Rede, die auf so ziemlich jeden Menschen auf der Welt hätte zutreffen können, brachte er es tatsächlich fertig, meine Oma statt »Christel« immer »Christa« zu nennen. Meine Eltern schwiegen, aber ich zuckte innerlich bei jeder Nennung des falschen Namens zusammen. Als die Urne endlich versenkt war, drückte mein Vater dem Träger etwas Geld in die Hand, und wir liefen zurück zum Auto.

Als meine Eltern sich bereits umgedreht hatten, blieb ich noch ein paar Sekunden stehen und schaute zu der Gestalt im Umhang hinüber, die zwischen ein paar Büschen aufgetaucht war und mir zunickte. Ich winkte ihm zu, aber da riefen auch schon meine Eltern nach mir, und ich lief hinterher.

Daheim befreite ich mich aus der lästigen Bekleidung. Ich bekam wieder eine normale Gesichtsfarbe und vergrub mich in meinem Zimmer mit meinen Spielsachen. Ohnehin wusste ich nicht wirklich, was ich zu meinen Eltern, besonders zu meiner Mutter, an diesem Tag hätte sagen sollen. Aber auch ich stand etwas neben mir. Bis zu dem Tag war mir der Vorfall im Zimmer meiner Oma irgendwie unwirklich erschienen, aber nun hatte ich den Tod auf dem Friedhof wiedergesehen. Während ich noch vor mich hin grübelte, kam von meinem Bett die bekannte, freundliche Stimme, die mich vollends vom Spielen abhielt.

»Sei begrüßt.«

Ich schaute auf und blickte unwillkürlich zur Tür, die wie üblich offen stand. Aus diesem Grund flüsterte ich. »Hallo.«

Tod saß auf meinem Bett, hatte ein Bein über das andere geschlagen und den Kescher ans Regal mit meinen Büchern gelehnt. »Ich wollte nur mal schauen, wie es dir geht.«

Ich zuckte nur mit den Schultern.

»Es tut mir sehr leid wegen deiner Großmutter. Vorhin auf dem Friedhof wollte ich dich aber nicht stören.«

»Schon okay«, sagte ich und hantierte an Han Solo, meiner Lieblingsfigur von »Star Wars«, herum. »Wie bist du hier hereingekommen?«

»Oh, ich kann überall sein, wo ich will.«

»Häh? Wie geht das denn?«

»Na ja, ich bin technisch gesehen kein Mensch. Ich bin ... übernatürlich. Bei übernatürlichen Wesen geht das.«

»Dann kannst du überall hingehen?«

»Ja.«

»Dann kannst du auch zu meiner Oma gehen?«

»Äh, nun ja ... sie ist tot.«

»Ja, schon, aber sie muss ja irgendwo sein. Sie ist doch bestimmt in den Himmel gekommen. Mein Religionslehrer sagt jedenfalls immer, dass gute Menschen in den Himmel kommen und böse Menschen in die Hölle. Und du hast gesagt, dass meine Oma ein guter Mensch gewesen ist.«

»Das stimmt schon, aber ich denke, dein Lehrer ist da nicht unbedingt eine Koryphäe auf seinem Gebiet.«

»Eine was?«

»Ich wollte damit sagen, dass er nicht unbedingt Ahnung von der Materie hat. Was nicht verwunderlich ist, wenn man bedenkt, dass die meisten Leute, die sich mit Religion beschäftigen, bigotte Einfaltspinsel sind.«

»Was heißt bigott?«

Tod seufzte. »Ich glaube, wir sollten diese Konversation ein anderes Mal fortführen.«

»Aber wenn Oma nicht im Himmel oder der Hölle ist, wo ist sie dann?«

»Also vorhin wurde sie gerade auf dem Friedhof verscharrt. Ich schätze, dort wird sie immer noch sein.«

»Das meine ich doch nicht.«

Tod kratzte sich an der Kapuze. »Nein, das dachte ich mir schon. Ich weiß zwar, worauf du hinauswillst, ich weiß nur nicht, ob ich dir darauf jetzt eine befriedigende Antwort geben kann.«

»Ich hoffe nur, Oma geht es gut.«

»Darüber, Knabe, brauchst du dir wirklich keine Sorgen zu machen. Mach dir lieber um die Lebenden Sorgen.«

»Meinst du Mami und Papi?«

Tod zuckte halb mit den Schultern, halb nickte er.

»Mami geht es nicht gut, das weiß ich.«

»Und was willst du dagegen unternehmen?«

»Ich weiß nicht.«

»Also wenn ich einen Vorschlag machen dürfte ... manchmal brauchen Mütter einfach eine feste Umarmung. Deine Mutter kann, glaube ich, wirklich gerade eine gebrauchen. Und wenn du gerade dabei bist, dann sag ihr doch, wie lieb du sie hast.«

»Ich hab sie sehr lieb.«

»Sag nicht mir das, sag ihr das. Na los.«

Ich stand auf, ging aus dem Zimmer und rannte meine Mutter fast um. Sie stand gleich neben der Tür und hatte offenbar gehört, was ich gerade eben gesagt hatte. Trotzdem schlang ich meine Arme um sie und sagte ihr, wie lieb ich sie hatte. Dann weinten wir beide.